

«Mit dem Konkordat wird es mehr Konflikte geben als heute»

Interview Der Theologe Günther Boss aus Triesenberg steht dem Konkordat mit dem Heiligen Stuhl unverändert kritisch gegenüber. Er plädiert dafür, die gesetzlichen Grundlagen für die Entflechtung von Staat und Kirche unabhängig davon in Kraft treten zu lassen.

VON MARTIN HASLER

«Volksblatt»: Einem im März erschienenen Kommentar zufolge setzten Sie grosse Hoffnungen in den damals frisch gewählten Papst. Haben sich Ihre Erwartungen bestätigt?

Günther Boss: Meine Hoffnungen wurden sogar übertroffen. Zum damaligen Zeitpunkt hatte ich ja nur einige Anzeichen, die mich optimistisch gestimmt haben - dass der jetzige Papst Jesuit ist, dass er den Namen Franziskus gewählt hat und dass er von sich als dem Bischof von Rom spricht. Ich hätte aber nicht gedacht, dass er sein Amt gleich mit so viel Charisma antritt. Ein weiteres positives Signal in der unmittelbaren Nachbarschaft war die Ernennung von Benno Elbs zum Bischof von Feldkirch, was ich für eine exzellente Wahl halte.

Insgesamt hat sich mit der Wahl des Papstes atmosphärisch in der Kirche viel verändert, wenn auch strukturell noch nicht viel passiert ist. Theologische Stimmen, die vorher ausgegrenzt wurden, können sich nun wieder frei äussern - und der Papst fördert das sogar. Heute sage ich auf der Strasse wieder gern und stolz, dass ich katholischer Theologe bin.

Inwiefern lässt sich die katholische Kirche überhaupt reformieren? Konservative beharren schliesslich gern darauf, dass eine Kirche, die sich dem Zeitgeist anpasst, ihre Ideale schlussendlich verraten muss.

Erzbischof Wolfgang Haas wird ja von vielen gerade aufgrund seines vermeintlichen Widerstands gegen den Zeitgeist geschätzt. Die fundamentale Frage dabei ist: Welche Geschichtstheologie steht dahinter? Das Christentum ist eine geschichtliche und nicht eine mythologische Religion, der Wandel gehört deshalb wesentlich dazu. Schon ein oberflächlicher Blick in die Geschichtsbücher zeigt, dass sich die Kirche im Lauf der Geschichte stark gewandelt hat. Das beste Beispiel dafür ist das Zweite Vatikanische Konzil vor 50 Jahren. Die katholische Kirche hat auf dem Konzil das evangelische Verständnis der «ecclesia semper reformanda» - der Kirche, die stets reformbedürftig ist - aufgegriffen. Ein Beispiel für eine solche Revision der kirchlichen Positionen ist die Stel-

Stein Egerta

Theologischer Gesprächskreis

Am Montag, den 26. August, beginnt der «Theologische Gesprächskreis» unter Leitung von Günther Boss. Dieser neue Gesprächskreis trifft sich vorerst zu vier Montagabenden im Alten Pfarrhaus in Vaduz. Es werden aktuelle Themen aus Kirche, Gesellschaft und Glaube zur Sprache kommen. Dabei sollen auch persönliche Fragen und Erfahrungen ihren Platz haben. Der Gesprächskreis ist offen für alle Interessierten. Veranstaltet wird die Reihe durch die Erwachsenenbildung Stein Egerta. Anmeldungen und weitere Informationen erhalten Sie auf www.steinegerta.li oder über die Nummer 232 48 22. (pd)

lung der Kirche zur Religionsfreiheit. Das im 19. Jahrhundert strikt abgelehnte Prinzip der Religionsfreiheit wurde in der Erklärung «Dignitatis humanae» auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil ausdrücklich begrüsst. Es gäbe Dutzende solcher Beispiele mehr.

Es gibt in dieser Hinsicht zwei Irrwege: Es wäre falsch, zu sagen, die Kirche müsse sich dem Zeitgeist anpassen. Dann wären die Moden der Zeit ja der äussere Rahmen, und man könnte das Christentum gleich aufgeben. Der andere Irrweg ist ein prinzipieller Widerstand gegen die jeweilige Epoche. So ein Antimodernismus, wie ich ihn in unserem Erzbistum verstärkt erlebe, schadet der Kirche letztlich immer. Es gab von der

Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil eine dominante theologische Strömung innerhalb der Kirche, die einen solchen Antimodernismus vertrat und die Evolutionslehre genauso wie Demokratie und Religionsfreiheit ablehnte. Das war eine unglaubliche Schwächephase der Kirche: Sie hat den Anschluss an die Welt nicht mehr gefunden.

Welchen Weg soll die Kirche denn aus Ihrer Sicht gehen?

Es geht um die kritische Aneignung jeder Epoche - also nicht darum, jede Mode einfach zu übernehmen, sondern die Zeichen der Zeit zu erkennen, wie das Konzil sagt. Wenn man das nicht tut, hat man eben eine mythologische Religion, die auf der Wiederholung des Immergleichen basiert. Auch die Priester sollten nicht bloss Wiederholer sein, sondern Erklärer. Sie sollten nicht die immergleichen Formen und Formeln vollziehen, sondern den christlichen Glauben übersetzen in die Lebenswelt und den Alltag der Menschen von heute. Dass sich dabei der Glaube selbst transformiert und wandelt, versteht sich von selbst.

Sie haben vorher lobend den Feldkircher Bischof Benno Elbs erwähnt, der von allen Seiten gefeiert wurde und sich der Öffentlichkeit stellt - ein Kontrast zum Erzbistum? In Feldkirch lässt sich eine grosse Freude über den neuen Bischof wahrnehmen. Ich war in der Messe, in der dieser Entscheid verkündet wurde - am Ende erhielt Benno Elbs spontan einen tosenden Applaus. Das hat mich sehr bewegt, weil ich mir gedacht habe: So sollte das eigentlich sein. Das war in Chur 1988 und in Vaduz 1997 nicht der Fall.

Zum anderen Punkt: Ein Bischof soll natürlich ein Geistlicher sein und eine spirituelle Existenz leben, gleichzeitig aber durchaus auch Manager-Qualitäten mitbringen und die Sendung der Kirche in die Welt hinein wahrnehmen. Er muss sich auf gesellschaftliche und kulturelle Debatten einlassen, für die Menschen sichtbar sein. Wenn ein Bischof sich zurückzieht und eine mönchische Existenz lebt, wird er seinem Amt nicht gerecht. Während der neue Papst den

missionarischen Aspekt der Kirche sehr ernst nimmt, scheint in unserem Bistum so etwas wie eine mittelalterlich angehauchte Zwei-Stände-Lehre vorzuherrschen: Bischof und Priester sehen sich in einem höheren Stand als die Laien - das ist ein Grundübel. Demgegenüber hat der Papst erst kürzlich gesagt, als Getaufte seien ihm alle Christen ebenbürtig - und er lebt das auch.

Schon im April warfen Sie dem Erzbischof anlässlich der Chriammesse vor, ein Kontrastprogramm zum neuen Papst zu verfolgen, wofür Sie teils harsch kritisiert worden sind. Sie halten an dieser Einschätzung also fest?

Ich würde nicht behaupten, dass der Erzbischof das bewusst gemacht hat, aber ja: Die Signale, die aus dem Erzbistum gesendet werden, sind de facto ein Kontrastprogramm zum neuen Papst. Das war gerade in den Tagen, in denen Papst Franziskus zwei bemerkenswerte Aussagen gemacht hat: Einerseits, dass es Kreise gebe, die hinter das Zweite Vatikanische Konzil zurückwollen, was töricht sei. Andererseits kritisierte er wiederholt den theologischen Narzissmus und die Selbstbezüglichkeit kirchlicher Kreise; vielmehr müsse die Kirche missionarischer werden und sich an den Rändern der Gesellschaft und bei den Armen und Ausgegrenzten engagieren.

Das Feiern der Chriammesse im alten Ritus auf Latein, mit dem Rücken zu den Gläubigen, und das noch unter Federführung der Petrusbruderschaft: Das war nichts anderes als eine Rückkehr zu den Zeiten vor dem Konzil. In diesem Sinne würde ich an dieser Aussage auf jeden Fall festhalten. Im Übrigen hat diese Form der Chriammesse auch bei sehr konservativen Katholiken Kopfschütteln hervorgerufen.

In einer Würdigung zum 65. Geburtstag von Erzbischof Wolfgang Haas, die diese Woche im «Vaterland» erschienen ist, werden kritische Wortmeldungen zu ihm und seiner Linie als «Widerwärtigkeiten» abgetan. Fühlen Sie sich von solchen Rundumschlägen angesprochen? Zum einen will ich festhalten, dass ich zur Person Wolfgang Haas sehr wenig geschrieben und ihn nie persönlich attackiert habe - vielmehr ging es mir um sachlich-theologische Fragen. Wir haben untereinander ein unproblematisches Verhältnis, das von gegenseitigem Respekt gekennzeichnet ist. Er hat mir im persönlichen Gespräch auch anvertraut, dass er meine Beiträge regelmässig liest, da sie nie unter der Gürtellinie seien und ihm einen Spiegel böten. Er würde meine Wortmeldungen also kaum als «Widerwärtigkeiten» abqualifizieren. Zum 65. Geburtstag will ich Wolfgang Haas in diesem Sinn alles Gute wünschen.

Vor diesem Hintergrund kann ich nicht verstecken, wie Anhänger und Freunde von ihm glauben, in einem inquisitorischen Gestus alle der Kirche verweisen zu müssen, die eine gewisse Distanz zum Erzbistum haben. Generell fällt auch auf, dass sich in unserem



Land ein falsches Märtyrerbewusstsein etabliert hat. Ein Märtyrer im christlichen Sinn ist jemand, der sich für den Glauben und für soziale Gerechtigkeit einsetzt und deshalb Leid erfahren muss - Bischof Erwin Kräutler ist dafür ein gutes Beispiel: Wenn er sich für die Rechte der Indios einsetzt und dadurch in Gefahr gerät, kann man in aller Vorsicht von einem Martyrium im biblischen Sinne sprechen. Wenn aber Kleriker eine veraltete Theologie verkünden und eine problematische Gestalt des Priestertums leben und deshalb mit Recht kritisiert werden, hat das mit Märtyrertum nichts zu tun - eher mit einer gewissen Borniertheit.

Würden Sie die These unterstützen, dass die Entflechtung von Staat und Kirche sich nicht so problematisch darstellen würde, wenn die kirchenpolitische Lage in Liechtenstein anders wäre?

Absolut. Aus meiner Sicht sind die zu bewältigenden Probleme in Liechtenstein gar nicht so gross. Andere Bischöfe hätten wohl kein Problem mit unseren Besitzverhältnissen beim Kirchengut - schliesslich haben sie gar kein Interesse daran, zu Immobilienbesitzern zu werden, solange die Nutzungsrechte an den Kirchengebäuden gewährleistet sind. Die jetzigen Probleme verdanken wir weitgehend der gegenwärtigen Bistumsleitung, die der Überzeugung ist, dass die Kirche nur frei sein kann, wenn sie die kirchlichen Gebäude besitzt. Hier wird ein Scheinproblem erzeugt,

das seit Jahren die Diskussionen blockiert.

Das Problem werde sich in zehn Jahren selbst lösen, prophezeiten Sie bei einer Diskussionsveranstaltung zur Entflechtung von Staat und Kirche kürzlich. Können Sie das näher ausführen?

Ich konnte das bei der besagten Veranstaltung leider nicht ausführlicher erläutern, was zu einigen Missverständnissen Anlass gab. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass ein Bischof mit 75 Jahren dem Papst seinen Rücktritt anbieten muss, also sozusagen sein Pensionsalter erreicht. Und dass die Polarisierung in Liechtenstein stark von Personalfragen abhängt, ist wohl unbestritten. Dies spricht notabene gegen den Abschluss eines Konkordats zum jetzigen Zeitpunkt. Man sollte nicht jetzt mit dem Konkordat auf lange Sicht eine Lösung zementieren, wenn sich in absehbarer Zeit ohnehin personell und strukturell einiges ändern wird.

Und wie geht es mit dem Erzbistum weiter, wenn Wolfgang Haas demissioniert?

Dann hat die Kirche zahlreiche offene Optionen. Es ist auch nicht gesagt, ob es einen zweiten Erzbischof von Vaduz geben wird. Für eine der klügsten Möglichkeiten halte ich einen Vorschlag von Urs Josef Cavelti, einem 2003 verstorbenen Kirchenrechtler aus St. Gallen: Man könnte das Gebiet von Liechtenstein wieder mit dem Bistum Chur verbinden und den Bischof in Personalunion zum